

# Licht aus zum Mittagsgebet

## Beobachtungen in Kabul und Kandahar

von Thomas Ruttig

Wo in Kabuls Altstadt die Pul-e-Cheschti-Straße, die zur gleichnamigen größten Moschee der Stadt führt, in die breite Maiwand-Straße mündet, stehen die 'Karachis', die Schiebekarren der ambulanten Straßenhändler, in Viererreihen. Berge schwarzer, brauner und grüner Rosinen, getrockneter Maulbeeren und Mandeln werden feilgeboten. Rot leuchten Granatäpfel, grüne Stapel frischen Zwiebellauchs, weiß halbmeterlange Rettiche. Wespen umschwärmen aufgeschnittene Zuckermelonen, zischend backen Teigkringel und Pommes frites — hier 'Chips' genannt - in Öl. Kupferkessel leuchten in der Nachmittagssonne.

Ein gebeugter Pashtunen-Greis mit mächtiger Nase, schwarz-silbernem Turban, Gummilatschen und viel zu großen grünen Wollsocken beäugt kritisch einen Aluminium-Eimer, während ein schmutziger Junge, der Gemüse verkauft, mit einem Stein ein loses Brett an seinem Karren festnagelt. Drei Männer feilschen im Hocken intensiv um einen Fleischwolf. "Bei mir gibt es alles", schreit ein Hazara mit mongolischen Gesichtszügen, der bunte Plastikkekse, Schnupftabakdosen und Amulette verkaufen will. "Ghazni, Ghazni, Ghazni!" lockt ein Busfahrer Kunden mit diesem Fahrziel. Fahrräder klingeln, die Glöckchen der 'Gadis', einachsige Pferdekutschen, bimmeln, gelb-weiße Taxis blasen ungefiltert Ruß in die Luft.

Aber die ungebremst orientalische Atmosphäre reicht keine fünfzehn Meter weit. Unmittelbar hinter den Hunderten von 'Karachis' ragen die Ruinen einer zerstörten Hauptstadt in den fast wolkenlosen hellblauen Himmel. Über einen Kilometer entlang beider Seiten der schnurgeraden Maiwand-Straße, die einst die Bulldozer eines heute als liberal geltenden früheren Premierministers im Rahmen eines "Modernisierungsprogramms" durch den Jahrhunderte alten Basar der Stadt bahnten, und einen Kilometer auf beiden Seiten in die Tiefe erstreckt sich eine Trümmerlandschaft, die tatsächlich an Bilder von Dresden oder Berlin 1945 erinnert.

In der Maiwand-Straße und anderen, ebenso zerstörten Teilen der Stadt, tobten 1995 die grausamsten Kämpfe, die es

während des nun schon 21 Jahre währenden grausamen Krieges in dem mittelasiatischen Land gab. Vom Krieg der 'Tanzimat', der verfeindeten 'Organisationen' der Mujahedin, und seinen Protagonisten Hekmatyar, Dostum, Massud und Mazari sprechen die Kabulis noch heute mit Schaudern. Die kämpften damals um die Macht in der afghanischen Hauptstadt, die sie auch sechs Jahre nach dem Abzug der sowjetischen Truppen mit keinem ihrer vormaligen Verbündeten teilen wollten. Oder man erzählt davon mit verdrängender Lustigkeit, wie der junge Taxifahrer Anwar, der mit vorgehaltener Kalaschnikow gezwungen worden war, auf seinem Rücksitz blutüberströmte Verwundete zu transportieren und deshalb an feindlichen Straßensperren innerhalb weniger Stunden beinahe zweimal erschossen worden wäre. Anschließend, erzählt er, habe er sich eine Woche lang zu Hause verkrochen, weil er vor Angst das Lenkrad nicht mehr halten konnte.

Sonne, Wind und Regen und Kabulis, die wertvolle hölzerne Türen, Fensterrahmen und Stützbalken aus den Trümmern holten, um ihre zerstörten Häuser zu reparieren, haben den meist aus Lehmziegeln errichteten Häusern an der Maiwand-Straße den Rest gegeben. Viele der niedergerissenen Mauern haben sich längst in Lehmberge verwandelt, auf denen Kinder in schmutzigen Kleidern umher toben. Als ironische Konterpunkte leuchten bunte Drachen und zum Trocknen aufgehängte Wäsche aus der Trümmerwüste. Auch wenn man es nicht glauben will, es gibt noch Leben dort.

### Überlebensstrategie: Heimarbeit für Frauen und Kinderarbeit

Die viel zu vielen 'Karachis', die um die viel zu wenigen Käufer mit viel zu wenig Geld in den Taschen konkurrieren, sind ein anderer Ausdruck des Überlebenskampfes, den die übergroße Mehrheit der 1,2 bis 1,4 Millionen Einwohner der afghanischen Hauptstadt täglich führen muß. Kinder- und — trotz Teilverbots — Frauenarbeit sind andere Methoden, wenigstens ein minimales Einkommen zu erzielen. Zu jeweils 20 Prozent tragen Frauen und Kinder nach

einer allerdings nicht repräsentativen Studie hier tätiger Nichtregierungsorganisationen zu den Einkommen so genannter "verwundbarer Familien" bei, wie es im Entwicklungsjargon heißt: Haushalte von Witwen oder mit krankem männlichen Oberhaupt, von Binnenflüchtlingen oder Angehörigen von Minderheiten.

"Afghanistan ist am Ende", spricht Said, der sich als Tagelöhner auf dem einzigen Bau in der Straße, einem Bankgebäude, durchschlägt, aus, was viele Kabulis denken. Dann stoppt sein Freund den Mann mit den schmalen Augen, der scharfen Nase und der wilden schwarzen Mähne im durchlöchernten Pullover. Zu viele Ohren in der Nähe, deutet seine Geste an, bevor er Tee nachschenkt, den sich die Bauarbeiter nach Feierabend gönnen. Suids Freund meint, die Taleban, die sich vor fünf Jahren anschickten, als islamische Saubermänner das Erbe der Mujahedin anzutreten. Sie versprachen unter dem Banner einer "wirklich islamischen Ordnung", mit dem Krieg, mit den Morden und den Vergewaltigungen durch die Mujahedin-Gruppen aufzuräumen. Anfangs brachte ihnen auch die Kabuler Bevölkerung einige Sympathie entgegen.

Aber die haben die Taleban längst verspielt. Daß auch in ihrer Verwaltung nichts ohne Schmiergelder geht, kann man an jeder Straßenecke erfahren. Nicht umsonst mußte Mullah Muhammad Omar, ihr geistliches Oberhaupt, vor wenigen Wochen ein Dekret erlassen, daß auf Korruption sechs Jahre Gefängnis stehen. Einen bestechlichen Richter soll er sogar eigenhändig erschossen haben, wird erzählt.

Ein afghanischer Ingenieur, der sich jetzt als Taxifahrer durchschlägt, sagt, daß viele Taleban-Führer direkt am einkömmlichen Transithandel mit Autos und anderen Luxusgütern aus den Golfemiraten über Afghanistan nach Pakistan beteiligt sind. Auch ihre eigenen moralischen Verbote überträten sie immer häufiger. Heimlich ließen sich Taleban, die Villen im früheren Kabuler Botschaftsviertel Wazir Akbar Khan übernommen haben, von einem Freund gegen ein gutes Handgeld Satellitenantennen für Fernsehen einbauen, erzählt ein Buchhändler. Und er faßt den Stim-

mungsumschwung zusammen: "Sicherlich kann ich jetzt mit viel Geld in der Tasche ungefährdet den Basar durchqueren. Aber das ist doch nicht alles. Wir wollen auch frei unsere Meinung sagen können. Wir wissen von unserem Präsidenten (gemeint ist Mullah Omar) nicht einmal, woher er kommt und ob er Abitur hat oder nicht."

### Licht aus zum Mittagsgebet

Noch immer sind Patrouillen des 'Amr bi-l-Maaruf', wie die nach saudischem Vorbild eingerichtete Religionspolizei

"zur Förderung der Tugend und zur Bekämpfung des Lasters" kurz genannt wird, in Kabuls Straßen unterwegs, um männliche Passanten wegen zu kurzer Bärte und Frauen wegen ihrer Ansicht nach unzureichender Bekleidung zu ermahnen oder gegebenenfalls zu bestrafen. Jeden Mittag gegen ein Uhr gehen in Kabuls Kebab-Häusern die Lichter aus. Zeit zum obligatorischen Mittagsgebet, das die Taleban angeordnet haben, um Kabuls Erde vom atheistischen Unglauben zu reinigen. Restaurantbesitzern, die sich nicht daran halten, droht eine mehrtägige Schließung

ihrer Häuser. Geschäftsleute müssen die Eisengitter vor ihren Läden herunterlassen. Auf der Pul-e-Cheshti-Straße fährt langsam ein Lautsprecherwagen der Taleban entlang, dessen Fahrer Passanten aufhält, die nicht in Richtung Moschee gehen. Doch während er die Ausrede eines von ihnen beiseite wischt, er habe Dringendes zu erledigen, entwischt dutzende Andere in sichere Seitengassen. Religiöse Fanatiker werden auch die Taleban aus den meisten Afghanen nicht machen.

## Vergessen hinter den Weißen Bergen

von Thomas Ruttig

An einem einzigartigen Krankenhaus in Afghanistan wird symptomatisch sichtbar, wie die Bevölkerung international "unbeliebter" Länder bei der Entwicklungshilfe leer ausgeht.

KhAD sein Werk verrichtete und den hier alle nur nach seinem Gründer 'Dr. Jochs Hospital' nennen, ist sorgfältig verschlossen. In den 40 Betten, die eine atemberaubende Sicht auf die schneebedeckten Gipfel des Spinghar ("Weiße Berge") bieten, liegt seit Monaten niemand mehr. Die Tür des OP zierte ein Siegel. Im Treppenhaus vergilbt der letzte Dienstplan. Neue Ausrüstungen warten noch in der Originalverpackung auf ihren Einsatz. "Niemand hat hier etwas angerührt, auch die Taleban nicht", sagt Mir Ahmad stolz, der mit ein paar Wächtern in der Sonne döst, die hier in dieser subtropischen Stadt auch im Winter noch wärmt, und ab und zu die Rosen im Garten gießt. "Nicht eine Nadel fehlt."

Der stämmige Mann mit dem von den Taleban vorgeschriebenen Vollbart war Oberpfleger im OP. Er wartet immer noch darauf, daß er das Siegel wieder entfernen und arbeiten kann. Umso mehr, als ihm immer noch das außergewöhnliche Engagement seines früheren Chefs vor Augen steht. Dr. Ortwin Joch, erzählt er, habe hier jahrelang neun Monate im Jahr und "oft 13, 14 Stunden am Tag operiert, ohne jemals frei zu nehmen oder auch nur einen Ausflug zu machen". Mit ihm kamen Mediziner-Teams von der internationalen Chirurgenvereinigung 'Interplast', die unentgeltlich arbeiteten.

Ungefähr die Hälfte der Patienten, die er behandelte, litt an Kriegsverletzungen, erinnert sich Joch, der das Krankenhaus im Frühjahr 1989, kurz nach dem Abzug der sowjetischen Besatzer, mit Unterstützung der deutschen Hilfsorganisationen 'HELP' und 'Deutsches Afghanistan-Komitee' sowie dem deutschen Zweig von 'Interplast' im pakistanischen Peshawar gegründet hatte und

mit diesem 1995 über die Grenze nach Jalalabad gezogen war. 130 bis 140 Menschen habe man im Monat operiert und Tausende ambulant behandelt. "12.545 waren es im letzten Jahr", weiß Mir Ahmad aus dem Gedächtnis. Und 1999 dauerte im Hospital von Jalalabad nur neun Monate.

"Aus ganz Afghanistan kamen Patienten, oft gingen sie tagelang zu Fuß über die Berge, außerdem Flüchtlinge, die in Pakistan leben. Alles war hier kostenlos", erzählt Akbar Momand. "Manchmal haben wir auch Ausnahmen für Pakistanis gemacht, wenn es sehr arme Leute waren." Sogar das Internationale Rote Kreuz überwies Patienten. Der inzwischen weißhaarige Momand studierte einst in Leipzig Agrarwissenschaften, war danach "administrativer Direktor" und Dolmetscher in dem Krankenhaus und bemüht sich heute ohne Bezahlung darum, Dr. Jochs Krankenhaus wenigstens zu konservieren.

Der mußte schließlich nach Deutschland zurückkehren, als er auch noch seine Ersparnisse in das Projekt gesteckt und aufgebraucht hatte. Bis dahin half immer wieder das Auswärtige Amt über Durststrecken, zuletzt ein paar Monate lang mit den 20.000 Mark laufenden Kosten und dem Gehalt für einen Chirurgen, nachdem die EU im November 1998 ihre Förderung einstellte - die allerdings auch alle sechs Monate neu beantragt werden mußte. "Bei dieser ständigen Unsicherheit kann man kein Projekt führen", beschwert sich Joch noch heute. "Ich kann nicht anfangen, Patienten zu operieren, die mehrere Eingriffe brauchen, wenn ich nicht weiß, ob ich die Behandlung wirklich zu Ende führen kann."

Einer weiteren Förderung stehen in der Bundesrepublik wie der EU

"So eine Klinik gibt es hier tausend Kilometer im Umkreis nicht noch einmal. Sie ist die einzige mit Spezialgeräten für die Mikrochirurgie, womit unter anderem Minenverletzungen behandelt werden können", zählt Erhard Bauer auf, der seit ein paar Jahren für die 'Deutsche Welthungerhilfe' im ostafghanischen Jalalabad arbeitet. Andere Kriegsverletzungen, Verbrennungen und wiederherstellende Chirurgie, die Behandlung von Polio und urologische Operationen gehören ebenso zum Repertoire wie Weiterbildung für afghanische Ärzte und Schwestern.

Treffender gesagt: Gehörten. Denn "über dem Krankenhaus kreisen die Geier", seit im vergangenen September die ausländische Hilfe ganz versiegt, wie es Bauer ausdrückt. Der zweistöckige Neubau, in dem bis 1992 der berühmte afghanische Geheimdienst